

~~o. k. 775 sch~~

~~1852/4~~ NekrSoh 0030

Zentralbibliothek Zürich

# Eduard Schwyder.

1872-52

Ein Charakterbild aus unserer Zeit.

Als Gedenkblume auf dessen Grab gezeichnet

von

M. A. <sup>✓</sup>Feierabend.

(Der Betrag wird für einen Sparkassaschein zu Händen der vier Kinder  
des Verstorbenen verwendet.)



Unzern.

Verlag von J. & A. Stöcker.

1852.

In der Buchhandlung von **J. & A. Stocker**  
sind folgende Bücher zu den beigefetzten Preisen zu haben :

- Auswahl moralischer und lehrreicher Erzählungen** für die Jugend; aus den Schriften des Chr. Schmid, Glas und anderer berühmter Jugendschriftsteller; 248 Seiten mit Titelpuffer; **herabgesetzter** äußerst billiger Preis 50 Rp.
- Grundlehren der Algebra**, zum Gebrauch für Schulen und zum Selbstunterrichte, von J. Zneichen, Professor der Physik in Luzern. Preis br. 1 Fr. 60 Rp., geb. 2 Fr.
- Lebensbeschreibung des Schultheißen Eduard Wysser** sel., von Jakob Robert Steiger, Arzt, Wundarzt und Geburtsshelfer von Büron. Preis br. 20 Rp.
- Schödlcr, Buch der Natur**, die Lehren der Physik, Chemie, Astronomie, Mineralogie, Geologie, Physiologie, Botanik und Zoologie umfassend; mit 360 in den Text eingedruckten Holzschnitten und einer geognostischen Karte. Preis br. 6 Fr.
- Niemeyer's Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts**; ein Auszug des größern Werkes für angehende Schulmeister. Preis br. 60 Rp.
- Schweizeralon**; literarisch-artistische Zeitschrift, herausgegeben von Schäfer-Burkhardt. 1 Bd. in gr. 8. mit Kupfern und Musikbeilagen. **Herabgesetzter** Preis 2 Fr.
- Dula Franz**, Seminardirektor, zur Geschichte der Jesuiten in Luzern. Preis br. 30 Rp.
- Huber Vinzenz**, Reg.-Rath, Tabelle zur Berechnung des Kubikinhaltcs runder abgewipfelter Holzstämmc. Preis geb. 30 Rp.
- Büsinger, schweizerische Bildergallerie** oder Erklärung der vaterländischen Geschichten in den Gemälden auf der Kapellbrücke; 2 Bde mit einem Kupfer. Preis 6 Fr. 50 Rp.
- Dasselbe, ins Französische übersetzt von Henri de Croufaz; in 1 Bde. **Herabgesetzter** Preis 1 Fr. 50 Rp.
- KRAUER, J. G., PRODRUMUS FLORAE LUCERNENSIS, seu stirpium phanerogamarum in agro lucernensi et proximis ejus confinibus sponte nascentium catalogus; Preis br. 70 Rp.
- (**Herwegh Georg**), **Gedichte eines Lebendigen** mit einer Dedication an den Verstorbenen. Früherer Preis 5 Fr., **herabgesetzter** Preis 2 Fr. 50 Rp.
- Brug N. C.**, **Gedichte**, neue Sammlung. 2te Auflage. geb. **Herabgesetzter** Preis 1 Fr. 50 Rp.
- Hoffmann von Fallersleben**, **Deutsche Lieder aus der Schweiz**. 4te Aufl. geb. **Herabgesetzter** Preis 1 Fr. 50 Rp.

# **Eduard Schwyder.**

**Ein Charakterbild aus unserer Zeit.**

Als Gedenkblume auf dessen Grab gezeichnet

von

**M. A. Feierabend.**

---

(Der Ertrag wird für einen Sparkassaschein zu Händen der vier Kinder des Verstorbenen verwendet.)

**Uzern.**

**Verlag von J. & A. Stöcker.**

1852.

Unglück, das gemeine Seelen niederschlägt, giebt Bessern  
gemeiniglich höhern Schwung.

Johannes Müller.

Das Höchste zu wagen ist für den, der dazu in sich die  
Kraft fühlt, eine Kleinigkeit; aber in männlicher Ausdauer  
gegen feindliche Macht bewähret sich die wahre Kraft, durch  
die auch der Schwächere unbesiegt im gerechten Kampfe steht  
und fällt.

(Aus einem Briefe Eduard Schwyder's  
an seine Gattin.)

## Vorbemerkung.

Nicht bloß das innige, freundschaftliche Verhältniß, in welchem der Verfasser dieses kurzen Lebensabrisses zu dem leider viel zu frühe heimgegangenen Freunde ohne viel Worte und brieflichen Verkehr gestanden, sondern das republikanische Pflichtgefühl, einen Charakter, wie den Eduard Schnyder's, der Mit- und Nachwelt nicht verloren gehen zu lassen, haben den Unterzeichneten bewogen, diese Charakterzeichnung zu versuchen. Gerne hätte er selbe einer tüchtigern Feder überlassen, aber weil keine solche dem Verstorbenen so nahe gestanden, wie der Unterzeichnete, und er daher ihn erkannt zu haben glaubt, so fand er darin den unabweislichen Beruf zu dem durch gegebene Verhältnisse der Entfernung doppelt schwierigen Unternehmen. Wenn dabei unselige Zeitwirren aus der jüngsten Geschichte des Heimatkantons Luzern hervorgehoben werden mußten, welche besser zur Gründung einer schönern Zukunft der Vergessenheit anheim gegeben würden, so geschieht dieses keineswegs aus Parteihaß und nicht aus Parteiliebe, sondern mit möglichster geschichtlicher Treue einzig in der Absicht, dem Charakterbilde Grund, Licht und Schatten zu geben. Am Grabe eines Mannes, wie Eduard Schnyder war, an dessen sittlich-reinem Republikanercharakter selbst der heftigste Parteihaß nichts auszusetzen fand, muß der letztere verstummen und darf nur das dankbare Mitgefühl der Theilnahme an dem schweren Schicksale des braven Dulders, darf nur das feierliche Gelöbniß laut werden, dem Vollendeten nachzuahmen an Gesinnungstreue, an hoher Begeisterung für Freiheit und Vaterland, für Volksbildung und Volkswohl. Das ist aber das würdigste Denkmal, das wir dem edeln Manne setzen können; laßt uns redlich darnach ringen!

Kappel im Toggenburg, den 31. September 1852.

Der Verfasser.

## 1. Das Jugendleben.

Eduard Schnyder ward den 23. Herbstmonat 1812 zu Sursee geboren. Sein Vater war daselbst Amtschreiber, seine Mutter eine feingebildete Frau, die ihre Jugendjahre als Erzieherin im fürstlichen Hause Borghese in Rom zugebracht hatte. Nach dem frühzeitigen Tode des Vaters fiel Eduard's Erziehung ganz der Mutter anheim, die ihrem Lieblinge die zärtlichste Sorgfalt zuwandte. Schon als Knabe schwächlich, hatte Eduard's stilles, ernstes Wesen der Mutter viel Kummer gemacht, und seufzend sagte die treffliche Frau gar oft: Eduard wird nicht alt. Meist mied der ernste Knabe die lauten Spiele seiner Altersgenossen und gerne liebte er es, auf dem einsamen Fußwege nach Dägelstein, der Begräbniskapelle der Stadt Sursee, sich zu ergehen, wo jetzt sein Leichnam in kühler Erde ruht. An der Geschichte der Schweiz erwärmte er frühe schon sein gefühlvolles Herz, und wenn er dann in hoher Begeisterung den horchenden Altersgenossen die großen Thaten der Väter erzählte, da erfüllte Ehrfurcht und Liebe der Buben Herz für den gescheiden Kameraden. Früh übte er über seine Mitschüler eine Art geistiger Ueberlegenheit, die ihm ohne Neid zugestanden wurde. Als einmal der jugendliche Muthwille einen armen, krüppelhaften Knaben sich zur Zielscheibe schonungslosen Spottes auserwählt hatte, trat Eduard als ritterlicher Beschützer für die schuldlose Schwäche in die Schranken und sogleich hatte der Verfolgte Ruhe. Sein zartes Mitgefühl erstreckte sich auch auf die Thiere und rohe Behandlung derselben entrüstete ihn tief.

Nachdem er die Stadtschulen der Vaterstadt Sursee durchgemacht, nahm er bei Kaplan Räber Unterrichtsstunden in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache, die er dann bis in die vierte Gymnastikklasse bei Kaplan Brüttschli fortsetzte. Während dieser Zeit kam er als Chorknabe mit einem Jugendfreunde in die innigste Berührung, die ein gemeinsamer Hausaltar gar lebhaft unterhielt. Beide Knaben waren fest entschlossen, geistlich

zu werden, und mit glühendem Eifer würden sie damals, wie der Freund schreibt, die Tonsur genommen haben, wenn es möglich gewesen wäre. Durch Fleiß und Eifer ausgezeichnet, waren Eduard's Fortschritte in der Schule glänzend. Ueber sein Alter geistig entwickelt, überragte er seine Mitschüler weit. Sein reiches Gemüth, sein warmes Gefühl für alles Gute, Edle und Schöne, was sich schon in seinem ganzen Aeußern, in Haltung und Gebarden unverkennbar aussprach, gewannen ihm Aller Herzen. Er war geraden, offenen, heitern Sinnes, aber die Schranken des Schickslichen nie überschreitend, freundlich und leutselig gegen Jedermann. Eine früh entwickelte, edle Selbstachtung erhob ihn über alles Gemeine, Niedrige, indes anspruchlose Bescheidenheit ergänzend ihr zur Seite ging. Seine warme, vaterländische Begeisterung, sein frommer, religiöser Sinn, sein fleckenloser, sittlicher Wandel hoben ihn schon als Knabe hoch in der Achtung seiner Vaterstadt, und die Bessern der Eltern stellten gerne ihren Kindern den Knaben Eduard als Muster und Beispiel zur Nachahmung vor. Im Herbst des Jahres 1827 kam der werdende Jüngling zur Fortsetzung seiner Studien nach Luzern. Auch hier zeichnete er sich durch seine glänzenden Fortschritte, wie durch großes Ansehen, in welchem er wegen seiner Vorzüge bei seinen Studiengenossen stand, vortheilhaft aus. In der luzernischen Sektion des Zofingervereins war er einer der tonangebenden Führer. Bei den Basler- und Neuenburger-Wirren, wo die Zofinger beider Städte gegen das Landvolk auszogen, machte die luzernerische Sektion den Antrag, jene zwei Zweigvereine vom allgemeinen Vereine auszuschließen. Als dieser Antrag nicht angenommen wurde, trat die Sektion Luzern aus dem allgemeinen Verbande und beauftragte Schnyder und seinen Freund Schlatter von Solothurn mit Abfassung einer Druckschrift, welche diesen Schritt rechtfertigen sollte, und deren endliche Redaktion Schnyder besorgte. Er war auch einer der Hauptgründer des damaligen allgemeinen Studentenvereins, dessen Zweck ein Näherbringen der verschiedenen Studentenvereine und freie Redebungen über verschiedene selbstgewählte Gegenstände war. Vom Lyzeum Luzerns zog Eduard Schnyder zuerst auf die Universität Freiburg und dann im Sommer 1835 nach Jena,

wo er mit seinem Freunde Schlatter das gleiche Haus bewohnte und namentlich Martin's Vorlesungen über den Kriminalprozeß hörte. Still und abgeschlossen lebte unser Freund in der geräuschvollen Musenstadt, den Tag über, wenn er seinen Studien oblag, für Niemanden zugänglich, Abends aber mit wenigen Vertrauten oder auch ganz allein in den schönen Umgebungen Jena's sich ergehend oder im trauten Kreise der Musensöhne des Hauses, zu denen auch vier gemüthliche Koburger zählten, sich von den Mühen des Tages erholend. Hier in diesem Kreise der Hausgenossen entfaltete er so ganz seine gemüthliche Seite. Wir hatten — schreibt darüber Freund Schlatter — unsern eigenen Festkalender, dessen Festtage zwar nicht roth bezeichnet waren, die aber goldglänzend in der Erinnerung aller Genossen fortleben. An einem solchen Festtage wurden alle Sophakissen des ganzen Hauses in das Zimmer des Festfeiernden zusammengetragen und nach altrömischer Sitte mit Weinlaub bekränzt, tafelte man, auf den Kissen liegend, bei einem leckern Mahle, die Person zu 3½ gute Groschen. Rheinwein erhöhte die poetische Stimmung; Schnyder als guter Sänger und Gitarrespieler war unser Barde. Wie er mit Liebe an allen vaterländischen Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft hieng, gebührt ihm auch das Verdienst, die gemüthlichen ältern Schweizerlieder: „Blüemeli mi“, „i de Flüehne ist mis Lebe“ u. s. w. nach den unwirthbaren Fluren Deutschlands verpflanzt zu haben. Noch in spätern Jahren erinnerte er sich gerne der sehnsüchtigen Seufzer nach dem schönen Schweizerlande, die er durch jene Lieder den romantischen Frauenseelen unter der Verwandtschaft der ehrbaren Hauswirthin zu entlocken wußte. Die rauschenden Studentengelage liebte Eduard nicht, er fühlte sich am wohlsten im Kreise weniger trauter Freunde, mit denen er über die liebe Heimat und die Zukunft gemüthlich plaudern konnte. Wie in Luzern, so war er auch auf den Universitäten in feiner Damengesellschaft ein stets willkommener Gast, und er bewegte sich mit Leichtigkeit und Anmuth in derselben, wie denn auch seine schlanke und interessante Persönlichkeit nie versahlte, auf die weiblichen Herzen einen günstigen Eindruck zu machen. Stolz auf die schweizerische Eigenthümlichkeit, verschmähte er es, die politischen Kränzchen und den



übrigen Firtlesanz der deutschen Burschen mitzumachen, obschon er auf dem Burgkeller, ihrer Kneipe, immer gerne gesehen war. Dagegen war sein Bestreben, die Schweizer unter sich zusammen zu halten. Auf sein und Gelzers, jetzigen Professors in Berlin, Betreiben wurden damals von den Schweizern in Jena die Schweizer Schlachten öffentlich gefeiert, was die charakteristische schweizerische Eigenthümlichkeit gegenüber dem Deutschthum sehr ausprägte. Gerne horchte Schnyder politischen und philosophischen Gesprächen seiner Freunde zu, er selbst aber sprach wenig. Sein Urtheil fiel gewöhnlich eines der letzten, dann aber traf er auch meist den Nagel auf den Kopf. Er verarbeitete seine Gedanken langsam und sprach sie erst aus, wenn er seiner Ansicht sich klar bewußt war. Daß es sein Ziel war, einst eingreifend auf die Angelegenheiten des Heimatkantons zu wirken, gab er in seinen Privatgesprächen oft und deutlich zu erkennen.

Im Oktober 1835 siedelte Schnyder mit seinem Freunde Schlatter nach Berlin über. Da beide schmale Wechsel hatten, so bewohnten sie zwei durch eine Thür verbundene Stuben und heizten nur ein Zimmer, um weniger Holz zu brauchen. Mit unermüdblichem Fleiße suchte Jeder an Wissenschaft zu erringen, was immer möglich war. Neben den juridischen Vorlesungen hörte Schnyder Ranke's und Ritter's Vorlesungen. Von hohem Genuße waren den Freunden Theater und Konzerte, die sie so oft besuchten als ihre Kasse es erlaubte. Das egoistische Ringen nach den reichen wissenschaftlichen Schätzen geizte mit jeder Spanne Zeit und das gesellschaftliche Studentenleben wurde ihm ganz zum Opfer gebracht. Sein Freund Schlatter, Professor in Solothurn, nennt ihn, seitdem er ihn kennen gelernt, einen treuen Freund und Rath. Obwohl tiefen und warmen Gefühles, behielt er die Besonnenheit, auch wo Andere die stürmische Jugendlust und Jugendlust fortriß. In Augenblicken der Entmuthigung war er es wieder, der den Freund ernst oder heiter aufzurichten verstand. Mit seinen Freunden theilte er in Zeiten der Noth den letzten Pfennig; er konnte Uhr und Ring auf das Pfandhaus tragen, wenn es galt, einem Freunde aus der Noth zu helfen. Sein Charakter war lauter, wie Gold. Treuer als er hat sein Vaterland schon als Jüngling Keiner geliebt.

Im Sommer 1836 reiste Schnyder nach Paris, wo er neben seinen Rechtsstudien fleißig den Sitzungen der Kammern beivohnte. Im Sommer 1837 kehrte er nach Hause und bereitete sich auf die Staatsprüfung vor.

## 2. Des Mannes Streben.

Nach glänzend bestandener juristischer Prüfung begann Eduard Schnyder seinen Advokatenberuf in Hochdorf. Bald erfreute er sich eines großen Zuspruchs, der durch die Gewissenhaftigkeit und Berufstreue, mit der er jedes ihm anvertraute Geschäft besorgte, begründet war. Zum Schulkommissär erwählt, nahm er sich mit Eifer der Jugenderziehung an, indem er der wahrhaft radikalen Ansicht huldigte, dem wegen seinem Fanatismus seit ältern Zeiten schon berüchtigten Volke von Hochdorf und Umgebung könne nur durch bessere Erziehung der kommenden Geschlechter gründlich geholfen werden. Der Kinder Herzen an sich zu ziehen, war daher sein eifriges Streben, und es gelang ihm auch in hohem Grade. Trotz finstern Widerstrebens versuchte er mit Unterstützung gleichgesinnter Freunde mit nicht unbedeutenden Geldopfern die Jugend durch jährliche Kinderfeste zu erfreuen, und sein zweimaliger gelungener Versuch wird noch in manchem dankbaren Herzen fortleben. Die verhängnißvolle politische Umgestaltung des Kantons Luzern Anfangs der vierzigerjahre machte auch diesem lobenswerthen Streben ein Ende und führte Schnyder auf die politische Bühne. Sein gerader, redlicher Sinn empörte sich über die Art und Weise, wie nach dem 6. September in Zürich die ultramontan gesinnte Geistlichkeit mit politisch treulofer Ueberläuferei, der alten Aristokratie und ämtlichichtigen Lärmern sich zum Untergange der freisinnigen Dreißiger-Regierung verband. Mit Wort und Schrift, bei öffentlichen Anlässen wie im Zweigespräch kämpfte Schnyder mit wenigen Gesinnungsgenossen ungebeugten Muthes gegen die wachsende Bewegung, und seine geistige Ueberlegenheit und aus-

dauernde Thätigkeit stellte ihn an die Spitze der Opposition nicht nur im Wahlkreise Hochdorf, sondern bald auch im ganzen Kanton Luzern. So eifrig indessen Eduard sich abmühte, in kleinern und größern Bürgerversammlungen mit der ganzen Kraft der Wahrheit und Ueberzeugung der finstern Macht des Fanatismus und des rachesüchtigen Ultramontanismus entgegenzutreten, sein und seiner Freunde Bemühen blieb ein nutzloses Schwimmen wider den Strom. Der Entscheidungstag des 31. Januars 1841 war mit seiner gewaltigen Aufregung der Gemüther herangekommen.

Als Rathsherr J. Leu als Präsident des Wahlkreises Hochdorf der außerordentlich zahlreichen Wählerversammlung, welche die große Kirche von Hochdorf gedrängt füllte, offenbare Unrichtigkeiten in Bezug auf das Abstimmungsdekret vorgab, stand E. Schnyder furchtlos auf einen Stuhl und beehrte das Wort, indem er erklärte, Hr. Leu habe Unwahrheit geredet, die Sache verhalte sich anders. Ein gewaltiger Tumult, Geschrei, Schimpfworte und geballte Fäuste erhoben sich von allen Seiten, aber ruhig erklärte der muthige Redner den richtigen Sachverhalt. Mit bloß 20 andern Gesinnungsgenossen hatte er nachher den Muth, unter Spott und Hohn der aufgeregten Leuenmänner, welche dicht das Wahlbureau umlagerten, die schwarze Stimmkarte der Nichtrevision in die berüchtigte Drucke zu legen. Ja! am Schlusse des unglücklichen Wahlkampfes überreichte er Hrn. Leu eine energische schriftliche Wahlprotestation, welche er ihn nöthigte, laut von der Kanzel zu verlesen. Bei dem unglücklichen Gesamtausgange der Revisionsfrage im ganzen Kanton Luzern hatte selbe keinen weitem Erfolg, als daß sie den Haß der Leuenpartei gegen den muthigen Widersacher noch mehr aufschelte. Mit gleichem Muth wie gegen die Revision kämpfte er trotz voraussichtlicher Erfolglosigkeit gegen die Annahme der neuen Verfassung am Maitag 1841. All' das politische Unglück steigerte nur Eduard's Muth und Ausdauer und stählte seinen festen Willen zu einer grundsätzlichen, zähen Opposition, die jeden Anlaß mit Geschick und Geist ergriff, sich auf empfindliche Weise bemerkbar zu machen. Als im Herbste des Umsturjahres die Jesuiten die Reihe ihrer folgenschweren Missionen in Hochdorf

begannen, schrieb Schnyder dem „Eidgenossen“ die bekannnten Bülletins über selbe und lud sich dadurch vorzugsweise die schwere Rache der Jesuitenfreunde auf den Nacken. Wegen Theilnahme an der Offiziersadresse gegen den beabsichtigten Freienämterzug wurde ihm der Ernennungsakt als Artillerieoffizier entzogen, nachdem er vorher wegen einer Erklärung über die geforderte Eidesleistung mit einigen andern gleichgesinnten Offizieren eine regierungsrätliche Mißfallensbezeugung sich erholt hatte.

Im Juli 1842 vermählte er sich mit Jungfrau Karolina Trorler von Münster, einer Tochter des sehr geachteten, biedern und freisinnigen alt Appellationsrichters Trorler daselbst, und siedelte nach Luzern über. Neben der Ausübung seines Advokatenberufes nahm er sich eifrig der durch immer strengere Siegwartische Gesetze geknebelten Presse an, und trat bei dem feierlichen Fackelzuge, den die Luzerner Liberalen Hrn. R. Steiger brachten, und wobei sie ihm den Ehrenbecher der Solothurner Patrioten überreichten, als muthiger Festredner auf. Als hierauf mit dem Juli 1844 Hr. Steiger von der Redaktion des „Eidgenossen“ zurücktrat, übernahm Schnyder unter den ungünstigsten Verhältnissen den schwierigen Platz, und kämpfte in der schwebenden Jesuitenfrage und in der an selbe sich knüpfenden Betobewegung mit eben so viel Entschiedenheit und Kraft, als Klugheit und gewählter Sprache. Dennoch konnte er es nicht ausweichen, daß dem Blatte innerhalb wenig Wochen der achte Prozeß angehängt wurde. Unterdessen hatte der längst erwartete Großrathsbeschluß der Jesuitenberufung die Krise einer Revolution herbeigeführt. In mehrfachen Versammlungen der Freisinnigen aus dem ganzen Kanton hatte die moralische Ueberzeugung der Nothwendigkeit einer Revolution, deren Berechtigung sie in der unzweideutigen Verfassungsverletzung der Jesuitenberufung fanden, sich namentlich unter dem jüngern Geschlechte vollständig Bahn gebrochen, und war Eduard Schnyder an die Spitze des leitenden Ausschusses gewählt worden. Dem unbedingten Vertrauen, welches Eduard Schnyder unter seinen Meinungsgenossen besaß, war es denn auch wesentlich zuzuschreiben, daß an der entscheidenden Versammlung im Adler den 26. Nov. 1844 die Wahl des Zeitpunktes, wann losgeschlagen

werden solle, dem leitenden Ausschusse überlassen wurde. \* Der unglückliche Ausgang des 8. Dezembers häufte viel bitterm Tadel, ja sogar Verwünschungen auf Eduards Haupt. Und doch trug er am wenigsten Schuld am Unglück des Tages, sondern unbefugte, falsche Angaben und darauf gegründete anmaßliche Zudringlichkeit. Wenn einst alle Theilnehmer jenes Tages, wie jetzt Eduard Schnyder, im Grabe ruhen, dann mag die unparteiische Geschichte den Schleier über jene Vorgänge lüften, und die Wahrheit manchen Schein erblicken lassen. Jetzt aber gestatten die Rücksichten für die Gegenwart es nimmermehr. Eduard Schnyder ist am 8. Dez. sowohl auf dem Mühlenplatz als beim Emmenbaum im Kugelregen gestanden, und war nach schon angetretenem Rückzug bemüht, die sinkende Wagschaale des Tages zu halten. Der Schmerz über das Unglück des Tages warf ihn in Menzikon auf's Krankenlager, während seine treue Gattin im väterlichen Hause in Münster ihm den zweiten Knaben gebar. In jener Zeit schwerer Prüfung schrieb Eduard an seine theure Gattin folgendes Gedicht, in welchem so rein und schön das tiefreligiöse Gemüth des geprüften Dulders sich abspiegelt:

### Gesammelter Trost.

Sollt' es gleich bisweilen scheinen,  
Als verliese Gott die Seinen,  
O, so glaub' und weiß ich dies:  
Gott hilft endlich doch gewiß.

Hilfe, die er aufgeschoben,  
Hat er drum nicht aufgehoben;  
Hilft er nicht zu jeder Frist,  
Hilft er doch, wenn's heilsam ist.

Wie nicht gleich die Väter geben,  
Wornach ihre Kinder streben;  
So hält Gott auch Maß und Ziel,  
Er gibt wem und wann er will.

\* In dieser Weise ist die Angabe in Kasimir Pfyffers Geschichtswerk, S. 616, zu berichtigen, indem eine Waffenerhebung nicht verworfen, sondern beinahe einhellig beschlossen, dagegen der Zeitpunkt der Ausführung dem Komite überlassen wurde.

Seiner kann ich mich getrösten,  
 Wenn die Noth am allergrößten;  
 Er ist gegen mich, sein Kind,  
 Mehr als väterlich gesinnt.

Mögen mich die Menschen kränken,  
 Und auf mein Verderben denken;  
 Sind sie mir ohn' Ursach Feind,  
 Gott im Himmel ist mein Freund.

Darf ich von der Welt nichts hoffen,  
 Steht mir doch der Himmel offen  
 Und ist da mein Platz bestellt;  
 Was dann frag' ich nach der Welt!

Ach, Herr, wenn nur Dich ich habe,  
 Will' ich fröhlich bis zum Grabe.  
 Legt man mich auch gleich ins Grab,  
 G'nug, Herr, wenn nur Dich ich hab'.

Beim zweiten Freischaarenzug befehligte Schnyder in der Division Billo eine Kompagnie, und ging nach dem Rückzug derselben aus dem Gefechte an der Emmenbrücke Abends allein hinüber nach Littau, die Befehle des Oberanführers entgegenzunehmen. Er fand daselbst Verwirrung, Auflösung und Rückzug. Nach Hellbühl mit 17 andern berittenen Offizieren zurückgekehrt, war daselbst die Kolonne Billo ebenfalls verschwunden. Es wurde nun beschlossen, den nächsten Rückzug durch das vom Landsturm besetzte Dorf Neuentkirch zu nehmen. In sausendem Galopp sprengten sie hindurch, und Alle entkamen; Schnyder allein wurde durch die Kugel einer Schildwache im Rücken getroffen und stürzte mit seinem Pferde. Er wurde ins Wirthshaus geschleppt, erkannt und mit Verwünschungen und Drohungen überschüttet. Mit Mühe retteten der greise Dr. Köppli und die herbeigeeilte Gattin dem Schwerverwundeten das Leben vor dem wüthenden Landsturm, der in immer neuen Schaaren ins Zimmer sich drängte. Kaum nothdürftig im Spital in Luzern von der Wunde geheilt, wurde er ins Zuchthaus zu enger Haft abgeführt, wo er in einsamer Zelle, die ihm kaum Raum zur Bewegung gönnte, 19 Monate der Freiheit und — was ihn am tiefsten schmerzte — der seligen Freuden des Familienlebens entbehrte. In den Briefen, welche der edle Dulder aus dem Kerker

an seine Gattin schrieb, spiegelt sich seine hohe sittliche Kraft, sein tiefes religiöses Gefühl, sein entschlossener reiner Republikaner Sinn so klar und rein wieder, daß die tiefgebeugte Wittwe dem Verfasser nicht zürnen wird, wenn er gegen ihren Willen bezeichnende Stellen veröffentlicht, um den edlen Charakter dieses Dulbers ins wahre Licht treten zu lassen.

### 3. Kerkerleben und Dulbersinn.

Die furchtlose, kräftige Opposition, die Ed. Schnyder sowohl in dem mit dem 8. Dez. unterdrückten „Eidgenossen“ als bei jedem Anlasse der Jesuitenberufung machte, hatte den Haß ihrer Freunde auf sein Haupt gesammelt, und es wurde daher Allem aufgeboden, ihn als Haupt der Verschwörung vom 8. Dez. darzustellen. Aber an Schnyders Verslossenheit und Klugheit scheiterten die Bemühungen früherer Berhörrichter, wie die schlaunen Künste des berühmten Ammann, welcher letzterer — darüber höchst aufgebracht — durch strenge und lange Haft und Verschleppung der Untersuchung den Gefangenen endlich müde zu machen suchte. Aber mit der Länge der Haft wuchs auch der Dulbersinn und die feste Ueberzeugung, daß die Gerichte auf die Prozedur hin ihn freisprechen müßten. Kein Jammern, keine eiteln Klagen, sondern bloß das sorgsame, zarte Bemühen, den Muth und die Ausdauer seiner theuern Gattin in der schweren und langen Prüfung aufrecht zu erhalten, sprechen in der rührendsten Weise aus den zahlreichen Briefen, die mit der größten Vorsicht und List gewechselt wurden. Nur wenigemal konnten während der langen Kerkerhaft sich die schwerkgeprüften Gatten sehen und mußten nur meist mit stummen Begrüßungen von der Straße und dem Kerkerfenster aus sich begnügen. Aber das Goldtreuer Liebe zeigte sich immer glänzender in diesem Schmelztiegel schwerer Prüfung, und verklärte mit dem sittlich gehobenen Selbstbewußtsein die langen Stunden schmerzlicher Trennung und trauriger Kerker Nacht. Zum Beweise hiefür eine Auswahl von Stellen aus seinen Briefen.

Am Pfingstfeste 1845 schrieb er seiner theuern Karoline: „Der größte Schmerz, den ich während meiner nun bald sechs Wochen dauernden Gefangenschaft leide, liegt nicht in der Entziehung der bürgerlichen Freiheit, nicht in der Entbehrung der gewöhnlichen Genüsse, welche der Umgang mit der freien Natur und der gesellige Verkehr mit Menschen oder die tägliche, gewohnte Beschäftigung darbieten, noch auch in dem Leiden, welches von meiner Verwundung (von der ich übrigens sozusagen hergestellt bin) herrührt, sondern das herbste in diesem Schmerze ist die Trennung von Dir, meine Theure, und von den lieben Kindern, und vor Allem der Gedanke dessen, was Du um mich leidest und was unsere lieben Eltern für uns empfinden. Doch wenn es wahr ist, daß es auf Erden keine Freuden ohne Leiden gibt, so ist es auch ebenso wahr, daß es keinen dauernden Schmerz ohne lindernden Trost gibt. Die Leiden und Wehen der Menschheit haben seit Jahrtausenden Millionen von Seufzern ausgepreßt und sind Ströme von Thränen geflossen. Sollen wir deshalb dem Schicksale der Menschen grollen und sollen wir klagen, wenn auch uns der Kelch der Leiden in einem kurzen Augenblicke unsers schwachen Daseins gereicht wird? Nein. Zu allen Zeiten und bei allen Nationen haben stets die Edelsten und Besten für die höchsten geistigen Güter gekämpft und gelitten. Solche Erfahrungen dürfen uns nicht entmuthigen. Vielmehr lernen wir darin des Menschen große Bestimmung kennen und der allwaltenden Vorsehung, welche überall die Schicksale und Geheimnisse der Menschen leitet, in Demuth und frommer Ergebung vertrauen. Was sind auch unsere beschränkten Vorstellungen vom irdischen Glück und irdischen Elend gegen den Frieden des Herzens, den uns das Bewußtsein gewährt, das Rechte und Gute gewollt und angestrebt zu haben? „Gott verläßt die Seinen nicht.“

Auf den Jahrestag ihrer Vermählung — den 11. Juli — hatte Schnyder seine Gattin um einen Besuch gebeten. Dieselbe kam von Münster herein, der Besuch aber wurde ihr schönöde abgeschlagen. Wenige Tage nachher erfolgte Leu's Tod und die an selbe sich knüpfende Aufregung. Da schrieb Eduard: „Die Hoffnung unsers Wiedersehens ist leider schmerzlich getäuscht



worden. Doch leben wir ja in einer Zeit der Täuschungen, wo der Stolz, der sich gestern noch in den Träumen des höchsten Glückes der Sterblichen wiegte, ein Abgott gedankenloser, verblendeter Kreaturen heute aus der Zahl der Sterblichen gestrichen, ein entseelter Körper der Verwesung entgegengeht, von dem fürchterlichen Gerichte, welches in der Hand des unergründlichen Schicksals liegt, erreicht. Lassen wir uns aber deswegen nicht zu ungerechten Klagen wider die Gottheit verleiten, die uns nicht verlassen wird, die uns nur mit weiser Prüfung heimgesucht, um den Plan der ewigen Weltordnung zu erfüllen. Ist die Fügung, die uns betroffen, auch schmerzhaft, so fordern Vernunft und Religion von uns, daß wir sie mit Geduld ertragen. Das Ende unserer Leiden wird der Anfang schönerer, dauernder Freuden sein.

Im August machten Freunde Schnyder den Antrag, für ihn einen Befreiungsversuch zu wagen; aber der Gefangene weigerte sich edelmüthig, seine Freunde, die großmüthig das Unternehmen wagen wollten, den damit verbundenen Gefahren auszusetzen. „Was auch das gerichtliche Urtheil bringen mag, ich bin beruhigt in Betreff der l. Meinigen und meinethwegen; tödten werden sie mich nicht und härtere als die hinter mir liegenden Tage werden ihm nicht folgen. Ich setze zwar keine großen Hoffnungen auf den Großen Rath, den meine heftigsten Ankläger leiten, aber um so größer darauf, daß die an den Tag kommende Untersuchung seiner Willkür eine Grenze setzen werde. Sollte aber das Gericht durch einen Gewaltschritt mich als schuldig erklären, so könnte selbst dieses mich nicht schrecken; der trübe Pfad, auf dem ich solchem Denkmal öffentlicher Schmach begegnen mag, muß endlich doch noch zu einem heitern Ausgang führen.“

Aber trotz Schnyder's Drängen auf Beschleunigung der Prozedur und seiner Hoffnungen auf großräthliche Amnestie folgte keine Entsprechung. Wieder hatte er auf das verabredete Zeichen seine Gattin auf der Straße gesehen und stumm sie aus der Ferne gegrüßt. Da schrieb er wieder tröstend an selbe:

„Sollte der Sturm, welcher sich über meinem Haupte sammelt, langsamer als wir vielleicht hofften und gewiß wünschten,

vorüberziehen, so zweifle deshalb nicht an unserer baldigen Rettung. Bei den Thränen, welche die Härte der Machthaber dir ausgepreßt, denke an die innige Theilnahme der Tausende edler Menschen an unserm Leiden. Die Opfer, für eine gute That dargebracht, bleiben nicht ohne Segen. Die That, um deren willen ich im Gefängnisse bin, betrachte ich aus tiefster Ueberzeugung als eine solche und die Geschichte wird unfehlbar ihre Gerechtigkeit anerkennen.“

Der schwache Trost, sich in solcher Ferne zu sehen, sollte dem Gefangenen noch genommen werden. Um zum Fenster zu gelangen, mußte er den Tisch an die Wand stellen und auf denselben steigen, dann erst konnte er mit Mühe hinausblicken. An einem heißen Augusttage wurde dem Gefangenen gestattet, sich im Hofe zu ergehen. Als er in seine Zelle zurückkehrte, fand er Tisch, Sessel, Kommode festgenagelt. Da schrieb er seiner Gattin: „Daß man die Menschen vernagelt, ist traurig; daß nun aber Stühle, Tische vernagelt werden — bloß lächerlich.“

Den 5. Juli 1845 hatte Schnyder das erste, den 11. August das zweite Verhör bestanden. Die anfangs von außen bezogene Kost wurde verweigert, ebenso jeder Freundesbesuch. Einzig Bücher wurden gestattet, deren ernstem Studium Schnyder mit Eifer oblag. In dieser Zeit vermehrter Strenge schrieb er an einen konservativ gesinnten Verwandten, der sich eifrig für ihn bei den Machthabern Luzerns verwendete:

„Das Volk und seine Häupter fordern meine Freiheit, meine politischen Rechte, mein Vermögen, doch nehmen sie mir nicht meine Ueberzeugung, mein Bewußtsein, meine Seelenruhe! Also immer zu! Von meiner Gattin getrennt zu sein, meine theuern Kinder nicht zu sehen, ist hart, ich kann es als Mann ertragen! Glaubst du an eine Nemesis?“ —

Den 22. Herbstmonat 1845 als am Vorabend seines 34. Geburtstages und dem 176. seiner Gefangenschaft nahm der Gefangene eine Durchsicht im großen Hauptbuche seines Lebens vor und schrieb dann am Schlusse derselben folgende Bemerkung über ihr Ergebnis nieder:

„In der Vergangenheit stehen zwei große Posten, auf

der einen Rubrik des Soll, aber auch auf der andern Seite befindet sich Vieles im Haben eingetragen. Beim ersten Ueberblicke glaubte ich ein Defizit wahrzunehmen; bei näherer Betrachtung entdeckte ich aber bald, daß einige Schuldposten irrig eingetragen waren, andere ohne mein Wissen von dritter Hand verändert worden sind; dagegen Mehreres, das unter die mir zu gut kommenden Posten gehört, ausgelassen ist und einige Ansätze theils radirt theils durchgestrichen oder sonst unleserlich gemacht sind. Es wird einige Mühe kosten, die Rechnung in's Reine zu bringen, aber die Mühe wird sich dadurch belohnen, daß sie meine Bilanz günstig stellt. In dem die Gegenwart umfassenden Theile des Buches finde ich eine sehr große Zahl leerer Blätter, ein Stück Arbeit für dich, um mir dieselben ausfüllen zu helfen; in dem überschriebenen ist durchgehends eine bewunderungswürdige Einfachheit, Sparsamkeit und Ordnung ersichtlich. Ich habe daraus eine Bestätigung für die Ansicht erhalten, daß viele Bedürfnisse, deren Befriedigung die Menschen suchen, eingebildet oder durch die ihnen innewohnende Eitelkeit und Nachahmungssucht künstlich erzeugt sind, und daß der Genügsame, ohne an wahrer Bequemlichkeit Mangel zu leiden, sich auf gar Weniges beschränken kann. Um nur ein Beispiel von hunderten anzuführen, erinnere ich an meine wohnliche Einrichtung. Obwohl ich im größten und vielleicht schönsten (das der regierenden Herren ausgenommen) Hause der Stadt wohne, habe ich mich auf den möglichst engen Raum in demselben beschränkt; innert 4 Wänden, welche in der einten Richtung 9 Fuß, in der andern 5 Fuß von einander abstehen, habe ich mein Wohn-, Eß- und Arbeitszimmer, das Schlafzimmer, eine Gallerie für Leibesbewegungen und für die Erholung und den s. v. Abtritt, der natürlich nirgends fehlen darf, wo der Mensch nicht mehr im Naturzustande lebt! Dieses gleiche Gemach würde mir auch als Besuchzimmer dienen, wenn ich nicht in jüngster Zeit aus Staatsrückichten alle Besuche abgeschafft hätte. Sogar das Fenster benutze ich nur zur Hälfte, da ich gefunden, daß das Sonnenlicht an seiner intensiven Kraft nichts verliert, wenn auch die Oeffnung, durch die es dringt, verkleinert wird, und daß zur Zeit, wo es um mich her dunkel wird, auch in den Häusern, welche ganze Fenster zieren, die

Lichter angezündet werden, deren ich hier nicht einmal bedarf. Was soll ich von der Zukunft sagen? Weiß der Mensch heute, was morgen geschehen kann? Eines nur steht klar vor meinen Augen und dieses Eine macht mich im Kampfe mit den Unbilden der Zeit und der Menschen stark und läßt mich heitern Angesichts vorwärts schauen: es ist die Ueberzeugung, daß ich ein Kapital besitze, welches keine Menschenmacht mir nehmen kann. Dieses Kapital bilden drei Dinge: der innere Friede, deine Liebe, die Achtung der Guten; Gesundheit und die Fähigkeiten des Geistes zur Erwerbung der Mittel, welche unsere ökonomische Existenz und die Erziehung unserer theuern Kinder erfordern mag."

Als im Oktober Schnyder's Wohnung in der Stadt geräumt werden mußte, da schrieb derselbe: „Wahrlich, als ich den 8. Dezember vorigen Jahres meine Wohnung verließ, hätte ich mir keine Vorstellung davon machen können, daß wir so aus derselben ausziehen müßten. Dem Menschen aber, der sich seines Daseins würdig machen will, geziemt es, nicht bloß im Glücke sich zu freuen, sondern auch das Unglück standhaft zu ertragen."

Als aber der Spätherbst die kalten Blätter von den Bäumen geschüttelt, die langen Winternächte kamen und immer noch kein Ende der Prozedur, da Ammann in der Leu'schen Untersuchung vollauf beschäftigt war und die hartnäckigen Gefangenen durch Wartenlassen weich machen wollte, ebenso wenig die gehoffte Amnestie von Seiten des Großen Rathes sich zeigte, da beschlich wohl bisweilen ein bitteres Gefühl unsern armen Gefangenen, dem nur unter Aufsicht ein Zusammentreffen mit seiner Gattin endlich gestattet worden, das er in folgenden Zeilen aussprach: „Die Grausamkeit ist erfinderisch; sie unterwirft ihre Opfer stets neuen Qualen und läßt sie auf Augenblicke nach, damit der Gequälte nicht der Last erliege, um den Schinderknechten nicht die Freude längerer Unmenschlichkeiten durch frühen Tod zu entziehen.“ Dann aber kehrte er gleich wieder in seinen philosophischen Gleichmuth zurück, indem er sehr schön sagt: „Als die große Sündfluth alles Leben auf der Erde zu zerstören drohte, baute Vater Noah seine Arche, und als der Regenbogen am Himmel den Rücktritt der Gewässer verkündete, setzte er seinen trockenen Fuß auf den sichern Boden. Als ein solches Schiff betrachte ich

mein Gefängniß und harre täglich am Fensterlein des farbigen Friedensboten. Von Zeit zu Zeit lasse ich auch eine Taube ausfliegen, und wenn sie wieder kommt und mir anzeigt, daß die Zeit noch nicht da sei, so schelte ich sie nicht und betrübe mich deswegen nicht, sondern denke dabei nur: sie wird schon kommen; der Herr, der den Regen und den Sturm geschickt hat, wird den Gerechten nicht unkommen lassen. Das Gefängniß, in dem ich mich befinde, ist aber nur ein Theil des Rettungsbootes; ein anderer Theil verwahret meine Lieben, dich und die lieben Kinder, und wenn der Tag kömmt, so werdet ihr mit mir in die verlassene Hütte zurückkehren. Gott gebe es!" — Bald nachher kehrte eine Hoffnungstaube wieder, ohne Rettungsland gefunden zu haben. Eduard war vom Großen Rath von der Amnestie ausgeschlossen worden. Doch auch das störte seinen Gleichmuth nicht. Die Machthaber suchten durch allerlei Mittel, selbst durch die Stimme seiner Lieben den von der Gnade Ausgeschlossenen zu bewegen, zu freiwilliger Verbannung aus dem Kanton Luzern sich zu erklären, wo ja eine fernere Existenz für ihn zernichtet sei. Dieß sollte die Bedingung der Gnade sein und die erfolglose Untersuchung ohne gerichtliches Urtheil aufheben. Doch Eduard durchschaute das schlaue Gewebe dieses Fangnetzes und wies alle Zureden und Vorstellungen entschieden ab, was natürlich die getäuschten Intriganten auf's Neue gegen ihn erbitterte.

Mit dem Beginn des Jahres 1846 schrieb er seiner theuren Gattin: „Wenn dich Jemand fragt, wie es möglich sei, daß ich meinen Zustand so gelassen ertrage, so antworte: weil er ein Weib besitzt, das nicht nur mit aufopfernder Liebe seine Leiden vermindert, sondern auch seinen geliebten Kindern die beste Mutter ist. Ist auch der Schmerz unserer langen Trennung hart, so ziemt es uns doch, ihn mit Starkmuth zu ertragen, wie du bisher auf bewunderungswürdige Weise gethan hast. Erinnerung wir uns stets dessen, wie es im Liede heißt, das du mir zur Feier unseres Hochzeitstages überbrachtest: Er (der Engel der Geduld) hilft das Kreuz dir tragen und macht noch Alles gut. Aber nicht bloß die Engel im Himmel, die uns auf unserer Lebensbahn begleiten, auch die Menschen helfen uns, unsere Leiden durch ihr Mitgefühl ertragen. Und wenn auch all' dieser

Trost nicht wäre, so weiß ich doch, daß die unsichtbare Hand der ewigen Vorsehung uns immerdar väterlich beschützt. Ihr wollen wir ganz vertrauen.“ An diesem Gleichmuth scheiterte Ammann's Kunst, durch Wartenlassen den Starrsinn Schnyder's weich zu machen, und als Ammann in einem Verhör ihm den Inhalt eines Schreibens auf unverschämte Weise nach seiner Art zu verdrehen suchte, entgegnete der Gefangene in edler Entzürstung, dieses Verfahren enthalte Sophisterei, worauf der Hr. Verhörrichter ihm dagegen Rabulisterei vorwarf. Derlei Vorgänge waren nicht geeignet, die schleppende Prozedur zu fördern, wohl aber, Schnyder's Duldersinn in immer helleres Licht zu setzen.

Am vierten Jahrestage seiner Verlobung mit seiner treuen Lebens- und Leidensgefährtin, den 9. April, schrieb er mit bewegtem Herzen an selbe:

„Tage der Freude und des Leids sind seit dem Bundestage in die Vergangenheit unseres Lebens hinabgesunken. Ein großer Schicksalswechsel hat den Schluß derselben mit tiefen Furchen bezeichnet. Aber werden nicht die trüben Tage unserer innigsten Gemeinschaft von den heitern Tagen, deren wir uns freuten, tausendfach aufgewogen!? Und ist nicht eine allerschaltende Vaterhuld über uns, die uns die anscheinend steile Lebensbahn ebnet? Ist nicht sie es, die uns aus Nöthen und Gefahren liebevoll errettet, die uns mit zwei muntern Knaben beglückt, für sie durch deine zärtliche Mutterliebe Tag und Nacht gewacht und gesorgt und all' unsere Lieben gesund erhalten hat? In der Macht des himmlischen Vaters wäre es gelegen, wenn er wollte, den Kelch, den wir trinken, von uns zu nehmen. Rechten wir nicht mit ihm, weil er es nicht gethan, überzeugt, daß das, was er beschieden, nur zu unserm Wohle gereicht. Wie alles geistig Edle sich in der Noth bewährt, so sollte deine treue Liebe, deine Tugend in den schweren Heimsuchungen der verfloßenen Lebensstage auf die höchste von Sterblichen erreichbare Stufe erschwingend, gleichsam in verklärter Gestalt den Werth unserer geistigen Vereinigung bei körperlicher Trennung mir recht tief zu Gemüthe führen; im Feuer der Prüfung geläutert, sollten wir zur Erkenntniß unserer eigenen Wichtigkeit gelangen und in

allen Dingen die Hand der ewigen Vorsehung ehrend, uns als schwache Werkzeuge derselben betrachten lernen.

„Es gibt auf Erden zwei Klassen von Menschen, von denen eine jede zwar mit verschiedenen Gaben und Eigenschaften ausgestattet, gleichwohl die ihr in der ewigen Weltordnung angewiesene Stelle einnimmt und beide Gewichte eines unsichtbaren Hebels aller Dinge sind. Die einen nämlich genießen ein ruhiges Leben in aller Gemächlichkeit der äußern Einrichtungen, sie werden geboren, sie wissen nicht wie, sie essen, trinken, gehen und schaffen, ohne zu wissen warum; sie sterben, gut oder böse — wie sie gelebt haben, ohne andere Erinnerung als: da gewesen zu sein. Die andern werden, kaum geboren, vom Rade des Schicksals ergriffen und in tausendem Umschwung auf die vielbewegte Rennbahn des Lebens geschleudert; ihr ganzes Dasein ist ein stetes Ringen und Kämpfen des Edlern im Menschen und im Menschlichen gegen die Gemeinheit; ihr Tod ist ihr Eingang zur Ruhe, und ins Jenseits folgt auch ihnen nichts nach als ihre Werke. Die einen scheinen vom Zufalle begünstigt und am Ueberflusse des Genusses zehrend die Glücklichsten, während sie in der That die unglücklichsten sind. Die andern, in mäßigen Verhältnissen, nicht selten in Dürftigkeit lebend, scheinen die unglücklichsten und tauschten, sogar in Kerker und Banden, ihr Glück mit keinem Fürstensonne. Wären Geisteschwäche und Stumpfheit des Gefühls die Grundstoffe meines bessern Seins, oder vermöchte ich in dem Leben der Millionen Geschöpfe unseres Erdkreises keine andere höhere Bedeutung zu erkennen, als der Vogel in der Luft, die er mit seinem Gesang erfüllt, und das Füllen in der Weide, die es mit seinen Hufen schlägt, — ja dann möchte ich zu beklagen, dann könnte ich mit meinem Geschicke unzufrieden sein. Allein ich besitze so viel Welterfahrung, um zu wissen, daß jene Menschen und Völker, welche unter den wärmsten Himmelsstrichen, wo die Sonne nicht auf- und nicht unterzugehen scheint, leben, keineswegs zu den glücklichsten gehören, und daß von der Natur sonst gesegnete, vor allen andern Theilen der Erde ausgezeichnete Länder, wie Spanien, Italien, über die ein wolkenloser Himmel sich wölbt, unter geistigem und körperlichem Drucke schmachten.

„Darum spreche ich mit freudigem und zufriednem Gemüthe mit dem Dichter:

Und ob die Wolke sich verhülle,  
Die Sonne steht am Himmelszelt;  
Es waltet dort ein heil'ger Wille,  
Nicht blindem Zufall dient die Welt.“

Im Mai 1846 ließ seine Frau die beiden Knaben vor dem Gefängniß in einem Kinderwägelchen hin- und herfahren, auf daß der Vater sie vom hohen Kerkerfenster herab sehen könnte. Die Mutter war freilich dabei besorgt, der Anblick möchte dem zärtlichen Vater seine Gefangenschaft schwer machen. Darüber tröstete er aber selbe in sehr rührender Weise: „Weit entfernt, Schmerz zu empfinden, habe ich mich darüber recht gefreut. Nein, meine liebe Karolina!, ich kann noch Härteres ohne Wanken ertragen, als meine Theuren in der Nähe zu wissen und nicht mit ihnen den Genuß der Rede wechseln zu können, mit meinen Blicken ihre freundliche Gestalt, ihre holden Geberden zu umfassen und sie nicht entzückt an's Herz drücken zu können. O gewiß, meine Empfindungen beim Wiedersehen der lieben Kinder kommen in keinen Vergleich zu den Schmerzen, die du fast täglich leiden mußt, wenn du ihnen vom lieben Vater erzählst und seine Stimme nicht antwortet, wenn du die holden Kleinen so gerne in meine Arme legen möchtest und deiner Sehnsucht nur sein Schatten begegnet. — Als ihr aus Luzern fort waret, hielt ich mich noch lange am Fenster auf und meine Gedanken begleiteten euch. Es war ein herrlicher Abend, nicht einer jener Abende, welche an hellen Frühlings- und Sommertagen jede Gebirgslandschaft in ihrer eigenthümlichen Anmuth und Pracht uns vor Augen führen, und an welchen Luzern, das einst glückliche Luzern, wie du weißt, so reich ist, oder wie sie unsere Dichter gewöhnlich schildern, — nein, über alle Beschreibung erhaben, lag die reizende Gegend wie ein feierlicher Abglanz meiner innern Welt vor mir. Im hellen Lichte der Abendsonne lag die Stadt da; über die Berge war ein dünner, rosenfarbiger Schleier von einem Ende bis zum andern ausgebreitet, durch welchen jene wie ein stilles Heiligthum schimmerten; in dem Rosenschleier glänzte ein Regenbogen, der sich aufwärts in



die blauen Lüfte verlor und abwärts auf den nächsten Hügeln zu ruhen schien. Wie die Sonne tiefer und tiefer sank und endlich unter den Horizont trat, verkündeten zuerst die großen Schatten, in die sich die Stadt hüllte, des Tages Neige; dann hob sich der Rosenschleier von der Erde allmählig höher und höher, bis die Spitzen der Berge noch im letzten Sonnenstrahle zitterten und der Regenbogen im leisen Hauche der Abendluft zerrann und auf der schweigenden Natur sich die Dämmerung lagerte. Aus dem rothigen Mantel aber hatte mir dein freundlicher Abschiedsgruß entgegengeweht, und aus dem lichten Regenbogen hatte ein holder Friedensbote mit tröstender Stimme mir zugerufen: Dulde und hoffe!“

Endlich im Brachmonat sollte der gerichtliche Entscheid über den frommen Dulder fallen. Als er auf die feierliche Gerichtssetzung sich ein neues schwarzes Kleid anschaffen wollte, gab ihm der Zuchthausdirektor den schönsten Bescheid: Man werde ihm schon einen Rock mit zweierlei Farben anschaffen (Kleider der Zuchthäusler, weiß mit blauen Streifen.) Da verlangte er die schwarzen Kleider von der Frau, doch keine Handschuhe, solcher bedürfe er nicht, wenn man ihm Handschellen anerbiete, die er übrigens möglich ablehnen werde. Der Präsident des Kriminalgerichts hatte verordnet, Schnyder solle durch zwei Landjäger in bürgerlicher Kleidung vor die Schranken des Gerichts geführt werden. Die Direktion der Strafanstalt weigerte sich, solches zu thun und erklärte, den Gefangenen nur vier bewaffneten Landjägern geschlossen übergeben zu wollen. Das Gericht, hievon benachrichtigt, bekräftigte die Anordnung des Präsidenten und erließ eine Aufforderung in diesem Sinne an die Polizeidirektion. Endlich wurde den 22. Brachmonat Nachmittags der Gefangene durch zwei bewaffnete Landjäger ungeschlossen herbeigebracht. Er schritt fest und männlich in schwarzer Kleidung einher. Auf dem Rathhausplatze zog die dichtgedrängte Menge vor ihm den Hut ab, und durch diesen Eindruck der Ehrererbietung verleitet, präsentirte die Wache vor ihm das Gewehr, was trotz des Ernstes des Augenblickes allgemeine Heiterkeit erregte. Von allen Seiten drängten sich Freunde und Bekannte heran, den „Verbrecher“ grüßend und ihm herzlich die Hand drückend. Zwei Stunden

dauerte die Anklage des Vize-Staatsanwalts und sein Antrag lautete auf Tod mittelst Erschießens. Um fünf Uhr Abends ergriff Schnyder zu seiner Selbstvertheidigung das Wort. Der Eingang derselben lautete sehr bezeichnend folgendermaßen :

„Wenn die Unschuld in den Kerker schmachtet, wenn die Klage und die heißen Thränen der Eltern, Kinder, Gattinnen, Brüder und Schwestern den harten Sinn der Mächtigen nicht zu erweichen vermögen, dann strahlt vom Tempel der Gerechtigkeit das ewige Licht, das wie ein goldener Stern die Nacht der Gefängnisse erleuchtet und, Verkünder des nahen Morgens, Ruhm und milden Trost in die verwundeten Herzen träufelt. Wenn Leidenschaft und Wahn, an der Fackel wüthenden Parteilichheit entzündet, ihre erwählten Opfer mit roher Willkür verfolgen, wenn unerhörte, im Namen von Religion und Freiheit verübte Gräueltathe die Freiheit und Religion verhöhnern, wenn jede freiere, von der Tagesmeinung abweichende Ansicht zur Begründung des Verdachtes, der Umgang mit einem Verdächtigen zur Anklage hinreicht; wenn im eigenen Hause der Bürger nicht mehr sicher ist, Fremdlinge auf dem Erbe der Väter schalten; wenn das Heiligthum der Familie geschändet, die Bande des öffentlichen Vertrauens wie die der Freundschaft durch die feilen Künste namenloser Späher und besoldeter Angeber zerrissen sind und in planmäßiger Verwirrung der Begriffe das Laster mit dem Namen der Tugend prangt, diese mit dem Zeichen des Verbrechens gebrandmarkt wird, dann ist es die hehre Priesterin der Gerechtigkeit, der Hort der Schwachen, welche die Wage des Rechts in fester Hand, eines jeden Theil nicht nach dem Ansehen der Person, sondern nach dem Maße der Thaten bestimmt und ungerechten Angriffen den undurchdringlichen Schild des Gesetzes entgegenhält. — Auch mir ist jenes leuchtende Gestirn aufgegangen, auch mich versöhnt mit dem eisernen Schicksale der Gedanke, es werden meine Handlungen nicht nach dem Maßstabe des Parteilichkampfes, sondern auf der Wage der Gerechtigkeit geprüft; auch ich fühle mich von der unsichtbaren Hand berührt, die mir die Pforte zur Freiheit, zur lang ersehnten Rückkehr in den Schooß der theuren Familie eröffnet. — Mit diesem Gefühle trete ich heute, nach jahrelanger Haft, vor

Ihren hohen Richterstuhl. Ich habe oft an diesen, mir wohlbekannten Schranken als Vertheidiger oder durch Ihr Zutrauen berufen — als Ankläger für den Schutz der Unschuld, für den Sieg der Wahrheit, für die Herrschaft des Gesetzes gesprochen. In diesem Augenblicke erscheine ich als Beklagter, vielleicht bald ein neues Glied jener unabsehbaren Kette, die mit jedem dröhnenden Schlag unter des Meisters gewichtiger Hand das Lebensmark unseres Volkes in seinen Tiefen erschüttert! — Möge das Verhängniß, an welches der Kette letztes Glied sich schließen wird, dereinst für Alle glücklich enden! — Ich werde in meiner Vertheidigung nicht über die höchsten Anforderungen des göttlichen und natürlichen Rechtes die Ansprüche des positiven Gesetzes verkennen oder die gebieterischen Mahnungen der nackten Wirklichkeit abzuweisen suchen, nein! Die eine Hand auf den vor mir liegenden Akten, in der andern das Gesetzbuch, den Blick auf die unbestreitbaren Thatfachen geheftet, im Herzen den unzerstörbaren Muth, den das Bewußtsein guter Absichten verleiht, — so zwischen den Richter und meine Ankläger gestellt — werde ich nur einen Ruf wiederholen: Gerechtigkeit auch für mich!“ — In glänzendem, dreistündigem Vortrag vertheidigte sich der Angeklagte und mußte dann bei eingetretener Dunkelheit abbrechen. Ein Ungar, der diese Vertheidigung anhörte, brach begeistert in die Worte aus: „Aus dem Blute solcher Männer wird der Baum der Freiheit erst recht sproßen.“ Den 30. Juni erfolgte der Urtheilspruch und lautete: sechs jährige Kettenstrafe mit halbstündiger Ausstellung. Nachdem ihm selbes feierlich eröffnet worden, schrieb er seiner Gattin: Das Urtheil erschreckte mich nicht, und wenn es auch noch härter gelautet hätte, würde es mich auch dann nicht erschrecken haben! Nach dem Stande unserer abhängigen Gerichte mußte es so kommen. Mag ferners kommen, was da will, es wird weder meinen Muth brechen, noch meine Entschlüsse ändern. Auch du wirst hoffentlich nicht trostlos über das harte Urtheil klagen, sondern dein, — unser Schicksal fernerhin mit gleicher Ausdauer wie bisanhin zu ertragen wissen. Der liebe Gott, der mir die freudige Kraft mitten im Sturme des Lebens verliehen, mit der ich seinen Schlägen trogte, Er wird auch dich auf deiner leidensvollen Bahn stärken!

Mit bewegtem Herzen feierte er den vierten Vermählungstag in einsamer Kerkerzelle. „An diesem Tage,“ schrieb er seiner Karoline, „war es, daß du die lieben Eltern und das väterliche Haus verließest, um mir als Genossin des ganzen Lebens zu folgen. Damals schmeichelte ich mir mit der Hoffnung, dich auf ruhiger, heiterer Bahn zur Stufe unseres höchsten Lebensglückes hinführen zu können. Es sollte nicht sein! Mitten durch Stürme und Kämpfe, die unsere stille Ruhe störten, mußten wir unser Ziel erreichen, damit wir im Besitze desselben stets der Wandelbarkeit menschlicher Dinge uns erinnerten und die Wahrheit an uns erfahren könnten, daß kein irdisches Glück größer sei, als das Glück, das man sich im Schooße einer zufriedenen Familie selbst bauet.“ — Die freimüthige Selbstvertheidigung vor Gericht mochte selbst von Freunden als unklug beurtheilt worden sein. Hierüber rechtfertigt sich der Dulder also: „Wie klein kamen mir da die Personen vor, und wie groß und unschätzbar das Glück, für seine Grundsätze, für seine Ehre, für das gesetzliche Recht gegenüber der Scheinheiligkeit, der Willkür und der Gewalt standhaft kämpfen zu können. Mein freimüthiges Auftreten hat meine Lage nicht verschlimmert, wohl aber würde ich es selbst thun, wenn ich blöde zusehen wollte, wie meine Gegner Recht und Gesetz mit Füßen treten, um mich ungehört zu verurtheilen.“ Schnyder ergriff gegen das kriminalgerichtliche Urtheil die Appellation, zwar ohne Hoffnung auf Erfolg, aber in der Ueberzeugung, daß das Unrecht, das die Gewaltherrschaft in Umgehung der Gesetze an ihm verübe, seiner innersten Wesenheit nach alle Bürger des Kantons gleichmäßig berühren müsse und daß durch eine neue Verurtheilung aller Welt der unumstößliche Beweis geleistet werde, daß die Verletzung der Grundverfassung eines Volkes die Zertrümmerung aller Gesetze in ihrem Gefolge führe. Der Beweis wurde leider geleistet und vom Obergericht den 1. August das erstinstanzliche Urtheil bestätigt. Schnyder reichte hierauf ein Begnadigungsgesuch an den Großen Rath ein. Dieser erließ ihm den 15. Oktober die Ausstellung und wandelte die sechs-jährige Kettenstrafe in Gefängniß um. In dem Begnadigungsgesuche sprach sich Schnyder am Schlusse also aus: „Ob Sie

Ihre Verzeihung, einem Unwürdigen zuwenden — mag aus meinem frühern Lebenswandel erkannt werden. Ob ich Ihren gerechten Erwartungen für die Zukunft zu entsprechen im Stande sei — mag der Ausdruck des Bedauerns über das Geschehene und der Entschluß, künftig die verfassungsmäßige Ruhe und Ordnung in keinerlei Weise zu stören — mögen theure, mir von der Vorsehung anvertraute Unterpfänder, die zu Hause in frommem Gebete Ihrem Urtheile entgegenharren, verbürgen. — Den Ernst dieses meines Entschlusses werden Hochdieselben um so weniger in Zweifel ziehen, als ich weit davon entfernt bin, durch Worte Grundsätze und Ansichten zu bekennen, denen mein Herz widersprechen würde. Als friedliebender Bürger den Gesetzen gemäß zu leben, wird mir nicht schwer fallen; aber heucheln — kann ich nicht.“ Schnyder's Schwager, Kassationsrichter Müller in Wyl hatte ebenfalls eine besondere Gesuchsschrift eingereicht, welche in folgender bezeichnender Weise schloß: „Hochdieselben werden so wenig als ich das Gefühl ablehnen können, daß einem Charakter weit mehr Achtung gebührt, der selbst im Unglück und Verhaft dem Mächtigen, in dessen Händen sein Schicksal ruht, das offene, wenn auch ungerne gehörte Geständniß seiner Gesinnung darzulegen den Muth hat, als einem Individuum, das sich äußerlich beugt, ohne innerlich geändert zu sein. Bürger der erstern Art sind ihrem Vaterlande nie so gefährlich, als jene der letztern.“

Im Dezember reichte unser Freund ein neues Begnadigungsgesuch ein. Nach langer Berathung beschloß der Große Rath den 10. Dezember, der Gefangene solle mit Eingrenzung in die Heimatsgemeinde freigelassen werden, sobald er an die Aufruhrskosten so viel bezahlt haben werde, als der Regierungsrath bestimme. Dieser forderte nun 4000 Fr. als Loskauf, obwohl allgemein bekannt war, daß Schnyder kein Vermögen besaß. Die Verwandten schafften die beträchtliche Summe herbei und am Vorabend vor Weihnachten verließ er das Gefängniß schwach und fränklich, doch mit dem seligen Gefühl, endlich wieder in den Schooß seiner theuren Familie zurückkehren zu können. Um ihm diese Freude gehörig zu würzen, wurde er mit dem Landjäger nach Sursee begleitet! — Wenige Stunden vor

seiner Befreiung richtete er die letzten Zeilen aus dem Gefängniß an seine treue Schicksalsgenossin: „An deiner schönen Seele hingen meine Gedanken, als ich meinem schweren Verhängniß entgegen ging; auf Dich sind meine Gedanken und Gefühle gerichtet in den wonnevollen Augenblicken, da ich aus dem Kerker scheide. Gott sei gedankt aus dem Grunde meines Herzens für die gütige und weise Führung, der es gefallen hat, uns wieder zu vereinigen, nachdem sie uns das köstlichste der irdischen Güter — die Gesundheit — mütterlich bewahrt hat.“

„Ungebeugten Muthes trete ich wieder in die Welt zurück; was hinter mir liegt, soll meinen Blick in eine bessere Zukunft nicht trüben und an deiner Seite werde ich von den überstandenen Drangsalen leicht und beseligt ausruhen.“

„Unbekümmert um das Urtheil der Menge, bin ich zufrieden, deine Liebe und die Achtung der Bessern bewahrt zu haben. So laß uns denn mit erneueter Eifer an unserm und unserer Kinder gemeinsamer Glück mit Gottes Segen arbeiten.“ Nachträglich forderte der Fiskus neben den 4000 Fr. Loskauf noch 800 Fr. Prozeßkosten an dem Hartgeprüften, die durch die Verwandten ebenfalls sicher gestellt werden mußten.

Bei der Freiheitsstrafe der Gemeindegrenzung war Eduard Schnyder die Ausübung des Advokatenberufes zur Unmöglichkeit gemacht. Im Brachmonat 1847 wandte er sich daher auf's Neue an den Großen Rath, der dann auch den 16. Juni seinem Wunsche durch Aufhebung der Gemeindegrenzung entsprach, und ihm nach langem und hartem Kampfe die Freiheit, jedoch ohne bürgerliche Rechte wieder gab.

#### 4. Des Staatsmannes Wirken und Streben und des Dulders schmerzliches Sterben.

Still und zurückgezogen lebte Eduard Schnyder in Sursee seinem Berufe und seiner Familie. Da schlug mit dem Einzuge der eidgenössischen Truppen, den 23. Wintermonat 1847 die heißersehnte Befreiungsstunde von dem Jesuitenregimente; und rief den zum Staatsmanne gründlich gebildeten Freund zu

höherem Dienste für das schwer heimgesuchte Vaterland. Vom Wahlkreis Sursee wurde Schnyder zum Mitgliede des Großen Rathes, und von diesem zu einem solchen des Regierungs- und Erziehungs Rathes gewählt. Gewohnt, immer sich dahin zu stellen, wo die Noth und die Schwierigkeiten am größten, übernahm Schnyder gegen seine Neigung, aber auf den Wunsch seiner Kollegen das schrecklich zerrüttete Finanzdepartement. Mit seiner Beharrlichkeit und seinem eisernen Fleiße hoffte er trotz der ungeheuren Schuldenlast, die der Sonderbunds Krieg auf den Kanton Luzern gewälzt, auf eine bessere Zukunft und zwar ohne die ungewohnten und darum verhassten Steuern. Die unermüdlige Thätigkeit des seit seiner Kerkerhaft meist kränkelnden Direktors vermochte indessen nicht, die überhäuften und unangenehmen Arbeiten stets zum erwünschten Erfolg zu bringen. Mißkennung und Kurzsichtigkeit boten denn vielfach den Lohn schönsten Undanks, was daher vielfach die Lebensstunden des treuen Arbeiters verbittern und seinen Lebensfaden um vieles kürzen mußte. Neben den zerrütteten Finanzen wendete Schnyder seine Hauptthätigkeit dem Erziehungswesen zu. In diesem sah er die beste Gewähr einer besseren Zukunft für den so treu geliebten Heimatkanton, und bei jedem passenden Anlaß machte er auf die Wichtigkeit einer guten zeitgemäßen Volkserziehung aufmerksam. So in seiner Eröffnungsrede als Präsident der Kulturgesellschaft im Mai 1849; so als Präsident des eidgenössischen Sängervereines im Juli 1850. Aus letzterer Rede heben wir folgende sehr bezeichnende Stelle hervor:

„Ein freudiges Gefühl, aus dem tiefsten Grunde meines Herzens sich erhebend, eröffnet mir einen fernen Blick in die Zukunft meines Vaterlandes; ich sehe die neu errungene Einheit desselben sich mehr und mehr befestigen, seine öffentlichen Zustände und Einrichtungen zu einer größeren Vollkommenheit sich gestalten und den Segen des Friedens stets herrlicher und kräftiger dem Einzelnen wie dem Ganzen erblühen!“

„Aber diese meine Hoffnungen, werden sie in Erfüllung gehen? Die Quelle, aus der mein forschender Geist jene kühne Zuversicht zu schöpfen wagt, wo ist sie wohl zu finden?“

„Der Grund, auf welchen unser Vertrauen in die glückliche

Entwicklung der Zukunft unseres Vaterlandes beruht, liegt in der Betrachtung der Gegenwart.

„Vorab ist es die Kulturstufe, zu der unsere Zeit sich im Allgemeinen emporgeschwungen hat, welche jeglicher Errungenschaft auf dem Gebiete menschlicher Interessen nicht nur sichern Bestand, sondern auch allseitige Fortentwicklung derselben verheißt; denn es ist ein unumstößliches, in der Weltordnung gegründetes Gesetz, daß der Geist zur Herrschaft über die Materie bestimmt ist, kraft deren er sich jedes unnatürlichen, unwürdigen, die Freiheit beschränkenden äußern Zwanges entledigt, daß eine einmal erkannte Wahrheit zur Quelle neuer Erkenntnisse wird, und so aus jeder nützlichen Entdeckung oder Erfindung der Keim zu einer Reihe neuer Entwürfe erwächst und der Mensch zu größerer Thätigkeit angespornt wird.

„Unserer Zeit aber gebührt das große Verdienst, daß die Fortschritte, welche durch Wissenschaft und Erfahrung gewonnen worden, nicht mehr als modernde Schätze der Studierstuben der Gelehrten aufbewahrt oder als das Vorrecht einer Kaste betrachtet werden, sondern daß dieselbe ihre praktische Geltung und Anerkennung im Leben finden und daß die göttlichen Strahlen des von der Geistessonne ausströmenden Lichtes alle Schichten der bürgerlichen Gesellschaft erleuchten und erwärmen. Aller geistige Fortschritt und somit das Glück der Völker, das den Wechsel der Generationen überdauern soll, beruht aber auf der Ausbildung der menschlichen Kräfte und Anlagen, auf der Jugenderziehung. Mit Recht wenden daher alle weisen, für das Wohl ihrer Mitbürger besorgten Regierungen ihre vorzüglichsten Bestrebungen der Schule und insbesondere der Volksschule zu. — Wenn jener Edle von Scharnachtal die, bei der Rückkehr der tapfern Kriegsschaar zu ihrem heimatlichen Heerde jubelnden, festlich geschmückten Knaben, die einstige Hoffnung der Stadt Bern nennen konnte, wie viel mehr Grund haben wir, haben die heutigen Eidgenossen in der Jugend das Schicksal der Zukunft zu erblicken, da keine Zeit die hohe Bedeutung der Schule für die Erhaltung eines glücklichen Zustandes der bürgerlichen Gesellschaft und insbesondere für Erhaltung eines Freistaates so tief erfaßt und erkennt hat, wie die unsrige! Gleich wie die



Erziehung und Bildung der Jugend das Fundament ist für den unvergänglichen Dom der Freiheit und Volkswohlfaht, so bildet die politische Einrichtung den innern Ausbau, wodurch das hehre Werk erst seine Vollendung und bleibende Bestimmung erlangt. Sie machen in Verbindung mit wohlgeordneten Schulen die Bedingungen der wahren Volksfreiheit aus."

So sehr Schnyders zarte Sorgfalt es seiner Gattin zu verbergen suchte, so hatte ein, schon seit frühern Zeiten begonnenes Magenübel in der langen Kerkerhaft einen Grad von Ausbildung erreicht, welche jede Heilung zur Unmöglichkeit machte. An Krebsartigen Magengeschwüren und ähnlicher Erweichung der Bauchspeicheldrüse leidend, vermochte er bei der unermüdlchen Berufsthätigkeit nur durch die sorgfältigste Lebensweise sein Leben noch so lange zu erhalten. Zum Präsidenten des Erziehungsrathes ernannt, konnte er, abgemagert zum Gerippe, diese Behörde nur noch einmal leiten. Mit dem Juni und Juli 1852 nahmen die Schmerzen in solchem Grade zu, daß sie ihm trotz seiner hohen sittlichen Selbstbeherrschung bisweilen laute Schmerzensklagen auspreßten. Mit der Zähheit und Festigkeit seines Willens hing er am Leben, das als liebevoller Familienvater ihm so kostbar war, und rang mit dem Tode um jeden Tropfen Blutes. Aber auf dem Schmerzenslager blieb er ein Muster der Geduld und zarten Anerkennung liebevoller Pflege. Einst machten Holzhacker vor dem Hause mit ihrer Arbeit gewaltigen Lärm. Da wollte man sie zur Ruhe weisen. Das gab aber der edle Kranke nicht zu: sie müssen mit ihrer Arbeit ihr tägliches Brod verdienen, ich werde den Lärm zu ertragen wissen. Als die Sängerg Luzerns an das eidgenössische Sängerfest nach Basel reisten, und in seinem Hause die eidgenössische Sängerefahne abholten, da ließ er sich selbe noch einmal ins Krankenzimmer bringen und blickte sie an mit schmerzlichem Blick, den Begleitern die herzlichsten Grüße an die eidgenössischen Sängerg von ihrem kranken Präsidenten mitgebend.

Bewußtsein und Schmerzen verließen den edlen Märtyrer nicht bis zum Tode, den er endlich den 1. August Morgens 2 Uhr in den Armen seiner treuen Gattin fand. —

Eduard Schnyder war Idealist im edelsten Sinne des Wortes. Was er einmal als gut und wahr erkannt, und wofür er mit jugendlichem Feuer erglüht war, das suchte er unverwandten Blickes und mit der ganzen Ausdauer seines eisernen Willens zu verwirklichen. Im Hochgefühl der reinsten Vaterlandsliebe traten persönliche Rücksichten im Kampfe nach dem Ideal in den Hintergrund. Rein und unwandelbar und edel wie seine Gesinnung war sein offenes und redliches Handeln, freimüthig und gerade sein Wort. Ohne Rücksichten pflegte er jede Handlung bei ihrem wahren Namen zu nennen und konnte sich nie entschließen, das Gold seiner Gesinnung — wie ein Blatt sehr schön sagt — gegen die Scheidemünze alltäglicher Seelen umzuwechseln, und von andern Bezahlung in gleichem Fuße zu verlangen. Mit dem Gefühle, was er für die Freiheit erduldet, sprach er sich gerne bitter aus über die traurigen Erfahrungen und Enttäuschungen vom 8. Dezember, und wenn er gegen diejenigen, die trotz gegebenen Wortes in der Stunde der Gefahr unsichtbar geworden, hernach aber, als sie vorüber war, sich so gleich berufen fühlten, das große Wort zu führen, sich nicht wie ehedem befreundet zeigen konnte, so findet eine solche Thatsache hinreichende Rechtfertigung in seinem Leben, das der treueste Abdruck des altschweizerischen Kernspruches ist: „ein Mann, ein Wort.“ Gehast hat Schnyder Niemanden, als die Falschheit, und die Entheiligung des Edelsten im Menschen, die Religion zu selbstfüchtigen Zwecken, als Inbegriff des Jesuitismus. Diesen Haß wünschte er, wie Hamillar den seinen gegen Rom, auf seine Kinder fortgepflanzt, und derselbe stammte nur aus seiner Liebe zum Vaterland, welches die Jesuiten so namenlos unglücklich gemacht.

Mit dem den Idealisten eigenen Mißtrauen sah er Jeden an, der die Feuerprobe des politischen Lebens nicht befriedigend bestanden, und seine bitteren Lebenserfahrungen hatten ihm seine Gegner zu sehr von der gehässigsten und unwürdigsten Seite kennen gelehrt, als daß er so leicht ihre Willkür und Ungerechtigkeiten vergessen mochte. So konnte es nicht fehlen, daß vielen seiner Schritte von Freund und Feind die Anerkennung versagt wurde, und daß sein rücksichtsloses, gerades Handeln manch-

fachen Haß und Neid erzeugte. Es empörte ihn auch, wenn liberale Meinungsgenossen bei der wohlbekannten Noth der Finanzen gegenüber der Eidgenossenschaft vor allem mit Ungestüm auf Befriedigung persönlicher Forderungen bestanden, und um die Noth des Vaterlandes weniger sich bekümmerten. In solchen Fällen konnte unser Freund barsch sein, und diese Barschheit wurde ihm denn oft mit Unrecht für Stolz und Unverträglichkeit, ja selbst für Eigensinn ausgelegt.

Trotz Undank und vielfacher Verkennung und trotz der Ungunst seiner Lebensschicksale blieb Schnyder's Seele rein wie seine Hand. Als Finanzdirektor starb er arm, wie die großen Republikaner Roms; als bester Beweis, daß er ein treuer und uneigennütziger Verwalter des ihm übertragenen Amtes war. Ein Mann von ausgezeichnete Geistesbildung und einer mehr allgemeinen Geistesrichtung, glühte er trotz Drangsal und Noth stets für die Freiheit, die Ehre und Wohlfahrt seines Heimaltanton's. Er war ein Republikaner, klar und wahr wie Gold, wie sie immer seltener werden in unsern Tagen. Im häuslichen Kreise war er der zärtlichste und treueste Gatte, der liebevollste Vater seiner vier unmündigen hoffnungsvollen Kinder. Ihm sei die Erde leicht und unser Andenken heilig. —

### Schlußwort an die Luzerner-Liberalen.

Als ein wahrer und edler Märtyrer für die bürgerliche und geistige Freiheit seines Heimaltanton's ist Eduard Schnyder in der Blüthe des schönsten Mannesalters der Krankheit erlegen, welche in der langen Kerkerhaft ihre Hauptbeförderung gefunden. Mit ihm ist der hinterlassenen Familie ihr Ernährer und einzige Stütze entrisen worden. Er ist wie Winkelried für's Vaterland gestorben, dasselbe möge nun ihm auch für Weib und Kinder treulich sorgen! Die Fürsten haben für ihre verdienten Staatsmänner reiche Ruhegehälter und glänzende Denkmäler, die Republik für sich arm, nur reich im Wohlstande ihrer Bürger, hat nur den Dank des Vaterlandes für ihre edelsten Männer. — Um so heiliger wird aber die Pflicht für alle wahren und edelmüthigen

Republikaner, für die Hinterlassenen der Helden, welche in Kriegen wie im Frieden sich als Opfer der Freiheit dargebracht, großmüthig zu sorgen. Mögen diese heilige Pflicht alle wahren Luzerner-Liberalen gegenüber der Familie des hingeschiedenen Freundes allgemein anerkennen! Mögen wir durch beliebige, freiwillige Zeichnungen auf eine Anzahl Jahre hin der Familie des edlen Kämpfers den glänzenden Beweis leisten, daß wir dankbar das Märtyrertum für die Freiheit zu ehren wissen und die moralische Verpflichtung hiemit anerkennen, in ähnlichen Fällen auf gleich edelmüthige Weise für unsere Vorkämpfer der Freiheit in ihren Hinterlassenen zu sorgen. Diese That wird den Luzerner-Liberalismus ehren, wie keine andere unserer Neuzeit und als das schönste Denkmal der Verehrung und Liebe gegen den edlen Freund in die fernsten Zeiten hinaus leuchten, mehr als köstlicher Marmor und glänzendes Erz. Möge aber zugleich das leuchtende Vorbild eines reinen Republikaner-Charakters, der in Eduard Schnyder's Leben so schön und kräftig ausgeprägt ist, für die Mit- und Nachwelt nicht verloren sein, sondern durch die Macht des guten Beispiels den Segen nachträglich verbreiten, den zu spenden der unerbittliche, frühe Tod dem theuren Heimgegangenen versagt hat! — Das sei die Blume, das sei das Gelöbniß, welches wir auf das frische Freundesgrab legen. —



Zentralbibliothek Zürich



ZM03126433

Baumann, J.

## **Fußreise durch Italien und Sizilien.**

2 Bde. br. Früherer Preis 9 Fr. Herabgesetzter Preis 4 Fr.

---

Franz Dula,

Seminarvikar in Rathhausen.

## **Geistlicher Blütenkranz.**

Sammlung religiöser Poesien.

Gebet und Erbauungsbuch für gebildete Katholiken.

Elegant broschirt mit einem Stahlstich. Preis: 1 Fr.

---

Salomon Köppli,

Gründer von Neu-Schweizerland.

## **Spiegel von Amerika.**

Belehrungen u. Warnungen für Auswanderer nach Amerika.

Mit Ansicht der Stadt Highland und Plan ihrer Umgebungen.

Preis: br. 1 Fr. 20 Cent.

---

## **Des Christen Andacht zu Gott.**

Lehr- und Gebetbuch für christ-katholische Christen.

Preis: geb. mit 2 Kupfern 1 Fr. 50 Cent.

---

Dr. Kasimir Pfyster.

## **Erläuterung**

des bürgerlichen Gesetzbuches des Kant. Luzern.

3 Bde. Preis: geb. 12 Fr. 50 Rp.

---

Hiezu als unentbehrliches Supplement:

Dr. Kasimir Pfyster.

**Gesetz über das Civilrechtsverfahren**

im Kanton Luzern.

Mit ergänzenden Erläuterungen.

Preis: br. 2 Fr. 30 Rp.; geb. 2 Fr. 70 Rp.